

betonen will? Wenn einzelne Fragen mehr angedeutet als erschöpfend behandelt werden, darf man nicht vergessen, daß es sich nur um ein kurzgefaßtes Handbuch der Fundamentaltheologie handelt, das den mündlichen Vortrag des Lehrers nicht überflüssig machen soll. Jedenfalls wird das Werk auch in der neuen Bearbeitung als Unterlage für Vorlesungen gute Dienste leisten.

B. Brinkmann S. J.

Claudel, P., Introduction au „Livre de Ruth“. Text Integral de l'Ouvrage de l'Abbé Tardif de Moidrey. 8^o (237 S.) Paris 1938, Desclée. Fr 21.—

Das Buch enthält zwei Arbeiten, an erster Stelle eine Studie von P. Claudel „Du sens figuré de l'Écriture“ (15—119). Es ist eine systematische, theoretische Verteidigung eines höheren, bildlichen und vielfachen Sinnes in der Hl. Schrift. Im 2. Teil kommt eine Arbeit von Tardif de Moidrey (1828—1879) über das Buch Ruth zum Abdruck. Hier wird eine „moralische Deutung“ des Buches Ruth auf das Ordensleben versucht („Beruf zum Ordensstand, Wesen des Ordensstandes, Die Regel im Ordensleben, Vorbereitung auf die Gelübde, Die Ordensgelübde“ usw.). C. hat seine vorausgeschickte Abhandlung als Einführung in die Studie M.s und als eine theologische Grundlegung ihrer Möglichkeit aufgefaßt. In der konkreten Ausdeutung des Buches Ruth würde C. freilich „une interprétation allégorique“ (114) auf die Berufung der Heiden in die Kirche durch Christus vorziehen. Darin solle aber kein „Gegensatz“ zu der von M. bevorzugten „interprétation morale“ liegen (118 f., Anm. 1).

Man muß bei beiden Teilen des Buches, sowohl der Abhandlung C.s wie auch der Schrift M.s, wohl vor allem unterscheiden zwischen vielen richtigen Grundgedanken und einer Reihe von Anwendungen, die weniger begründet und glücklich erscheinen. Zweifellos richtig ist die Überzeugung, von der beide Autoren ausgehen, daß die Worte der Hl. Schrift nicht nur einen Wortsinn haben. Die erzählten Dinge selbst besitzen noch die Zeichenkraft, von weiteren heilsgeschichtlichen Wirklichkeiten zu künden. — Außerdem ist sehr anzuerkennen, daß C. diesen Gedanken eine tiefere philosophisch-theologische Begründung zu geben versucht. Er findet sie im Bildwert, der allem geschöpflichen Sein eignet. „Nous chrétiens croyons que tout est *allusion*. Rien ne se passe que par rapport à ce qui ne passe pas“ (60).

Aber manche Folgerungen, die C. aus dieser Wahrheit ziehen möchte, sind wohl doch übertrieben. Gewiß liegt in seinen Darlegungen viel ehrliches Ringen darum, dem Wort „von der Erfüllung des kleinsten Jota aus dem AT“ (Mt 5, 18) einen greifbaren Sinn zu geben (87). Aber daraus ableiten wollen, daß „der geistige Sinn sich auf die kleinsten Einzelheiten des Textes erstrecken müsse“ (ebd.), ist durch das Matthäuswort nicht gerechtfertigt. Hier wird die organische Einheit der Hl. Schrift übersehen. Auch rein historische, nebensächliche Mitteilungen nehmen schon durch ihre bloß objektive Hinordnung auf das christologische Ziel des Ganzen an der messianischen Bedeutung des AT teil, auch ohne daß sie in sich selbst eine neue Einzelmitteilung über christologische Geheimnisse enthalten müßten. — Außerdem führt die These C.s zu recht ungereimten Endergebnissen. Ich erinnere nur an die Deutung des Haares der Braut im Hohenlied auf die Gläubigen des messianischen Reiches und ihrer Nase auf die Prophetie (84, Anm. 1; vgl. Cant 6, 5; 7, 5b—6). Solche Anwendungen sind

auch durch die — reichlich allgemein gehaltenen — Hinweise auf „die Kirchenväter“ nicht gerechtfertigt. Denn auch bei den Kirchenvätern bleibt noch sehr genau zu fragen, was sie als „Sinn-
deutung eines Schrifttextes“ ausgeben wollten, und was sie an Worten und Bildern der Hl. Schrift zu rhetorisch-poetischer Ausschmückung frommer Gedanken verwendeten, ohne damit zu behaupten, das sei der vom Hagiographen oder vom Gottesgeist „ausgesagte Sinn der Worte“.

Damit kommen wir wohl zum Hauptnachteil der Gedanken C.s. Es fehlt die vorsichtige Unterscheidung und die tiefe Durchdringung der theologischen Grundsatzfragen, die hier berührt werden. Der Verf. selbst gesteht (114), daß er auf die Verschiedenheit der einzelnen Sonderarten von bildlichem Sinn absichtlich nicht näher eingegangen sei. Aber eben das hätte er mit großem Nutzen für seine Arbeit getan. So kommt es zu bedenklichen Unklarheiten. Schon der Gedanke, daß ein „wörtlicher Sinn“ für manche Teile der Bibel unmöglich, sogar irrtümlich oder widerspruchsvoll wäre (21 f.), hätte seit den klassischen Leistungen eines Nesterotes (vgl. PL 49, 962 ff.) und der Hochscholastik bezüglich des Wortsinnes in der Hl. Schrift nicht mehr geschrieben werden dürfen. Ähnliche Unklarheiten bestehen bei C. bezüglich der eigentlichen „Typologie“. Die Behauptung, daß wir das, was Paulus von „Sara und Agar“ sagt, heute nur noch eine „interprétation *accommodative*“ nennen könnten, wie C. nahezulegen scheint (63), übersehe doch wohl vollkommen Wesen und Eigenart echter theologischer „Typologie“.

So kann man den Darlegungen C.s wie auch der Deutung des Buches Ruth durch M. sicherlich nicht mit reiner Freude folgen, so ehrlich das Ringen dieser Menschen um das Geheimnis der Hl. Schrift auch gewesen ist, und so reiche theologische Anregungen man aus manchen ihrer Worte schöpfen mag.

G. E. Closen S. J.

Pisciculi. Studien zur Religion und Kultur des Altertums. F. J. Dölger zum 60. Geburtstag dargeboten von Freunden, Verehrern und Schülern (Antike und Christentum, Ergbd. 1). gr. 8^o (350 S. u. 8 Taf.) Münster 1939, Aschendorff. M 16.75; geb. M 18.75.

Knapp vor Toresschluß ist durch die Bemühungen von Th. Klausner und A. Rücker noch diese wirklich internationale Huldigung für den Mann zustande gekommen, dessen Name ein Symbol für eine Wissenschaft ist, die von Antike und Christentum. Es sei in möglichster Kürze auf Inhalt und Bedeutung der Einzelarbeiten hingewiesen. A. Alföldi, „Hoc signo victor eris“, schützt die tatsächliche Rolle des Christusmonogramms in dem Kampf des Konstantin gegen Maxentius, deutet umstrittene Stellen bei Lactantius und Eusebius (die Kreuzesvision, von der dieser letztere berichtet, hat auszuschneiden) und beleuchtet die Abschwächungsversuche der heidnischen Panegyriker. — B. Altaner, „Augustinus und die griech. Sprache“, gelangt zu dem Urteil: aus textkritischer Sorge hat Augustin oft mehrere Handschriften der LXX und des griechischen NT herangezogen, „dagegen blieb ihm fast das gesamte antike und kirchliche Schrifttum der Griechen ... eine unbekannte Welt und ein versiegelter Schatz, nach dem es ihn gar nicht verlangte“. — „Ostenderunt cryfios“, die rätselhafte fünfte Zeile einer Inschrift vom Jahre 358 aus einem stadtrömischen Mithräum, deutet C. van Beek: „Es handelt sich um die ostensio